

Das Reich und das Rheinland.

Der Kanzler gegen die Autonomieerträge.

Reichskanzler Dr. Brüning sprach mit einem Pressevertreter über die Fragen, die das Rheinland gegenwärtig in besonderer Weise bewegen. Auf die Fragen: Welche Anhaltspunkte zu einer besonderen Dezentralisierung der rheinischen Bevölkerung? Wird die Reichsregierung die rheinische Bevölkerung schützen? antwortete der Reichskanzler: Was uns noch bevorsteht, wissen wir nicht. Was aber auch kommen mag, eins ist immer Ziel unserer Politik und Hauptbeweggrund auch für das Schwere gewesen, was wir auf uns genommen haben:

der Gedanke an die Einheit des Reichs,

an die Leiden und Gefahren der Grenzbevölkerung und insbesondere des Rheinlandes. Nie und nimmer werden wir die Interessen des Rheinlandes im Stich lassen; mit keinem Gedanken ist von der Reichsregierung jemals die Preisgabe rheinländischer Interessen erwogen worden. Ein einziges Band der Liebe und Treue verbindet die deutschen Stämme des Ostens und Südens mit denen am Rhein und an der Mosel. Hierin gibt es kein Wanken und Weichen, welche Maßnahmen auch immer ausgeführt werden mögen, um den einen oder anderen Teil der deutschen Bevölkerung zu treffen. Auf die weitere Frage: Ist der Reichsregierung bekannt, daß im Rheinlande von einzelnen Leuten Gerüchte verbreitet worden sind, wonach man in Berlin bereit sei, dem Auslande Konzessionen in der Errichtung einer rheinischen Autonomie

aufserhalb oder innerhalb des Reichs zu machen? erwiderte der Reichskanzler: Von solchen Gerüchten ist mir nichts bekannt, sie sind wohl auch zu unsinnig, um ernstlich einer Widerlegung zu bedürfen. Auch eine Autonomiefrage existiert nicht oder nur in den Köpfen einzelner völlig bedeutungsloser Personen, sowie in der Vorstellung schlecht unterrichteter Ausländer.

Die Feier des Verfassungstages.

m. Berlin, 12. August.

Da die Erinnerung an die in Weimar vor drei Jahren beschlossene deutsche Reichsverfassung noch nicht ein offizieller Feiertag ist, so kam die Teilnahme weiterer Kreise der Berliner Bevölkerung an den für diesen Tag vorgesehenen Festlichkeiten erst in den Abendstunden in Betracht. Es war vor allem die Berliner Jugend, und unter dieser wieder die Arbeiterjugend, die sich in großer Scharen abends zu einigen Versammlungen einfand, von denen aus dann die feierlichen Demonstrationen ausgingen. Reichsminister traten als Redner in den Massenversammlungen auf, deren Teilnehmer sich dann alle nach dem großen Platz vor dem Staatstheater begaben.

Hier hatte der Reichspräsident Ebert Einladungen zu einer künstlerischen Feier ergoßen lassen. Vorträge aus Gerhart Hauptmanns Jahrbucherspiel und Symphonien von Brahms und Beethoven gaben die Stimmung des Tages mit den Ausdrucksmitteln des Wortes und der Töne wieder. Nach diesem feierlichen kurzen Festakte betrat der Präsident, der Kanzler und ihre Umgebung die große Freitreppe vor dem Theater. Sehr trafen von mehreren Seiten kommend die Fackelzüge ein und im Nu war die große Treppe von Fackelträgern besetzt.

Der Reichspräsident sprach mit lauter, über den riesigen Platz mit den vielen Tausenden von Zuhörern hinerschallender Stimme einige Worte der Erinnerung und der Ermahnung. Der freudig und republikanisch gestimmten Jugend erstete die Aufgabe, das Werk, das in Weimar begonnen, das Werk, das uns den Weg aus dem Chaos gewiesen hat, zu schützen und weiter zu fördern. Einigkeit, Bewußtsein des Rechts, aber auch Bewußtsein

der Pflichten am Vaterlande mögen allen dabei zur Seite stehen. Grenzfürsorge schaltete über den Platz, und dann trat auch der Reichskanzler vor. Er stimmte seine Rede auf den Satz ab: „Das republikanische Deutschland, es lebt, ja noch mehr, das republikanische Deutschland hat die Herzen der deutschen Jugend in weitestem Umfange erobert.“ Nach dreimaligem Hochruf auf den Reichskanzler stimmte die Menge den dritten Vers des Deutschland-Liedes an: „Einigkeit und Recht und Freiheit.“ Es kam für viele Teilnehmer an der Feier doch recht überraschend, daß nach dem einmütigen Gesänge dieses nationalen Liedes aus der Menge heraus sofort die Internationale angestimmt und von dem nach Tausenden zählenden Chöre zu Ende gesungen wurde. Nach weiteren ungezählten Hochrufen marschieren die Fackelzüge zum Lustgarten zurück und die Menge ging auseinander, während der Präsident mit einem kleineren Kreis von Gästen noch zu einer Nachfeier im Theater beisammen blieb.

Die Feiern im Reich

sind, wie berichtet wird, ebenfalls fast überall ohne Störungen verlaufen. Hervorgehoben sei der Festakt in Weimar. Dort wurde eine an der Vorderfront des Deutschen Nationaltheaters angebrachte Bronzetafel enthüllt, die die Aufschrift trägt: „Hier gab sich das deutsche Volk seine Verfassung am 11. August 1919.“

Politische Rundschau Deutsches Reich

Die kommenden Portoverhöhrungen.

Wie schon bekanntgeworden, beabsichtigt die Postverwaltung, ab 1. Oktober abermals eine bedeutende Erhöhung der Postgebühren vorzunehmen. Nach den Vorschlägen soll der Brief im Ortsverkehr 1,50 Mark kosten, über 20 bis 100 Gramm 4 Mark, von 100 bis 250 Gramm 6 Mark. Im Fernverkehr sind die Sätze für die gleichen Gewichte 6, 7 und 8 Mark. Für Postkarten ist im Ortsverkehr eine Gebühr von 1 Mark, im Fernverkehr von 4 Mark vorgesehen. Für Pakete bis zu 5 Kilogramm kommen 12 Mark Portokosten in der Nahzone in Frage. Für die Fernzone betragen die Portosätze bis 5 Kilogramm 24 Mark. Postanweisungen bis 100 Mark kosten 4 Mark, über 100 Mark bis 250 Mark 5 Mark, über 250 Mark bis 500 Mark 7 Mark usw. Entsprechend sollen die weiteren Sätze (Telegraph, Fernsprecher usw.) erhöht gesteigert werden.

Weniger Prozesse bei der Eisenbahn.

Der Reichsverkehrsminister weist in einem Erlaß an die Reichsbahndirektionen auf die Notwendigkeit einer Entlastung von Prozessaktivität hin. In ihrem Geschäftsbereich muß die deutsche Reichsbahn die Formen und Gebräuche beobachten, die in der deutschen Wirtschaft üblich und erprobt sind. Die Privatwirtschaft pflegt den Prozeßweg erst zu beschreiten, wenn alle anderen Möglichkeiten, zu einem befriedigenden Ausgleich zu kommen, erschöpft sind. So soll es auch bei der Eisenbahn sein. In erster Linie muß stets im Verhandlungsweg versucht werden, den Prozeß zu vermeiden. Die Reichsbahndirektionen sollen ferner von dem Anwalt unter allen Umständen eigene und sorgfältige Durchsicht des Prozeßstoffes verlangen, während bisher vielfach die rechtliche und sachliche Bearbeitung durch die juristischen Reichsbahndirektionen selbst stattgefunden hat.

Die Scheidemann-Akten geständig.

w. Kassel, 12. August.

Die Oberstaatsanwaltschaft in Kassel teilt mit, daß der Anschlag auf den Oberbürgermeister Scheidemann, soweit die Tat in Frage kam, nunmehr völlig aufgearbeitet ist.

Die auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft in Kassel im Kofel festgenommenen Angeklagten Huster und Oehlschläger haben gegenüber den nach Kofel entsandten Beamten der Kasser Kriminalpolizei ein umfassendes Geständnis abgelegt. Danach haben beide die Tat nach vorheriger Verabredung gemeinsam ausgeführt. Als sie am Pfingstsonntagmorgen den Oberbürgermeister in die Straßenbahn steigen sahen, sind sie ihm gefolgt und während des ganzen Weges von Wilhelmshöhe durch den Wald hinter ihm hergegangen. Oehlschläger trug in einem Blechbehälter die Blausäure mit sich. Außerdem führte er eine Mehrfachpistole mit sich. Auf dem gemeinsamen Weg nach Wölkersruh hielt Oehlschläger den Zeitpunkt zur Ausführung der Tat für gekommen und übergab die Spritze dem Huster mit den Worten „nun mach's“. Huster hat dann in der bekannten Weise dem Oberbürgermeister die Blausäure ins Gesicht gespritzt. Oehlschläger hielt sich in unmittelbarer Nähe auf. Als er den Oberbürgermeister fallen sah, hielt er ihn für erledigt und ergriff wie Huster die Flucht. Aber die Herkunft der Blausäure verweigern beide jede Auskunft. Sie bestreiten entschieden, in Kassel Mitwisser gehäbt zu haben.

Die Tötung des Barons d'Udekem.

Eine amtliche deutsche Darstellung.

In Belgien sind kürzlich die beiden ehemaligen deutschen Offiziere Freiherr Nikolett von Gager und Prinz zu Stolberg-Kopsa in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden unter der Auflage, am 25. Mai 1915 den belgischen Baron d'Udekem ermorden zu haben. Zur Aufklärung des Falles werden jetzt die deutschen Akten zu der Angelegenheit veröffentlicht. Danach ist von deutscher Seite der Altkamerer Freiherr von Gager am 7. Juni 1916 durch Urteil des Friedensgerichts zu Brüssel wegen Totschlages und wegen Meineides wegen des Verbrechens zur Entfernung aus dem Heere um 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Zugleich ist gegen den Leutnant Prinz zu Stolberg-Kopsa wegen Weisheils zum Zweikampf mit tödlichem Erfolg auf 6 Monate Festungshaft erkannt worden.

Aus den vorliegenden Akten wird klar, daß tatsächlich o. Gager den Baron d'Udekem geübt hat, nachdem er ihn durch den Prinzen Stolberg unter einem nachherigen Vorwand aus seiner Wohnung in ein Gebüsch gelockt hatte. Der Grund zur Tat war ein Liebesverhältnis v. Gagers mit der Baronin d'Udekem. Die Tötung des Barons ging unter Formen vor sich, die einen Zweikampf darstellten sollten, der sich aber in Wirklichkeit nur als Farce erwies. D'Udekem schob nicht, wahrheitsgemäß war die Waffe, die man ihm in die Hand drückte, nicht einmal ensichert. Bei der Untersuchung machte v. Gager unter Eid Angaben, die ihm nachher die Verurteilung wegen Meineides eintrugen.

Das belgische Gericht hat v. Gager des Totschlages schuldig befunden. Es wies die Darstellung eines Zweikampfes von sich, verneinte aber die Überlegung, weil es zu der Auffassung gelangte, Gager habe in der Erregung wegen der Weigerung d'Udekems, sich zu duellieren, diesen niedergeschossen. Das Gericht stellte fest, daß die Tat nahe an einer Nordgrenze lag, erkannte auf 14 Jahre 6 Monate Zuchthaus gegen v. Gager und vereinigte diese Strafe mit einer zugleich wegen des Meineides verhängten Zuchthausstrafe zur höchsten zeitigen Zuchthausstrafe von 15 Jahren. Prinz Stolberg ist nur wegen Weisheils zum Zweikampf bestraft worden, weil angenommen wurde, v. Gager habe ihn in dem Glauben erhalten, es handele sich wirklich um einen Zweikampf, zumal der Prinz insofern mangelhafter Kenntnis der französischen Sprache den Auseinandersetzungen zwischen Gager und dem Baron nicht habe folgen können.

Dem Prinzen Stolberg ist durch die Amnestie vom 27. Januar 1917 der nicht verbüßte Rest der Strafe erlassen

Ave Maria.

Roman von Feliz Neumann.

Was sollte dies Schreiben und was enthielt es? Schon wollte er es öffnen, da wehrte Maria ab. „Warten Sie damit, bis Sie wieder zu Hause sind. Sie werden dann erst die rechte Freude daran haben. Das Schreiben enthält ein Lob über Ihr Bild. Mehr kann ich nicht sagen.“

So steckte denn Walter den Brief wieder ein, um eine Hoffnung reicher, die ihn froh stimmte.

Dann gingen sie auf schattigen Pfaden in die Einsamkeit hinein. Alle Gebiete des Schönen und der Kunst berührten sie unterwegs, seinen Augenblick stockte die Unterhaltung, es war ihnen, als ob eines nur einen Ton anzuschlagen brauchte, um in der verwandten Seele den gleichklingenden Akkord des Verständnisses auszulösen. Und als sie, den Blick auf den See gerichtet, an einer wunderschönen erhöhten Stelle rasteten, kam Maria zum ersten Male auch auf ihre häuslichen Verhältnisse zu sprechen. Eine Geschichte aus Walters Jugendzeit gab den Anstoß. Der junge Moler hatte erzählt, daß er sich als einziges Kind oft so einsam gefühlt habe.

„Wir sind zu Hause ganz allein,“ sagte Maria, während sie über den See blickte, „die Mutter und ich. Mein Bruder starb schon vor langen Jahren, meinen Vater habe ich kaum gekannt. Ich habe niemals auch nur das Geringste zu entbehren brauchen, und trotzdem ist es in meinem Kinderherzen immer leer geblieben. — Meine Mutter liebt mich und versagt mir kaum einen Wunsch, aber —“ hier wurde ihre Stimme zum ersten Male traurig und schwer — „ich bin fast immer allein!“ Sie blickte Walter an. „Sie müssen das nicht falsch verstehen. Wenn ich wollte, könnte ich täglich drei Freundinnen besuchen, könnte Tennis spielen, an Kränzchen teilnehmen und Sie Stunden so toschlagen, wie es die meisten jungen Mädchen tun. Aber mir ist das alles so zuwider. Diese konventionelle Steifheit ekelt mich an. Ich langweile mich zu Tode, und die Lektüre eines schönen Buches ist mir mehr wert als die lauteste Tanzbelustigung.“

„Ich habe mir so etwas gedacht,“ sagte Walter. „Woraus schließen Sie das?“

„Aus der ganzen Art, wie Sie sich geben, Fräulein Maria!“

Walter wendete sich ihr zu. „Sie haben so etwas Natürliches und Frisches in Ihrer Art.“

Sie seufzte ein wenig. „Es ist ein Wunder, daß ich mir das bewahrt habe!“

Er aber warf ein: „Verwecheln Sie nicht vielleicht Klage und Wirkung? Hat nicht vielleicht gerade der konven-

tionelle Zwang, unter dem Sie leben mußten, bei Ihnen den Geist des Widerspruchs gewekt und Sie der Natürlichkeit in die Arme getrieben?“

Sie nickte ihm zu. „Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Aber ich glaube, daß Sie recht haben. Es mag so sein. Meine Mutter — eine sehr kluge und,“ sie zögerte ein wenig, „sehr fromme Frau, widmet sich so ausschließlich dem Seelenheil armer Menschen, daß für mich fast nichts übrig bleibt. Sie ist in allen Missionen tätig, ist im Vorstand aller Wohltätigkeitsvereinigungen, und im Palast des Erzbischofs geht sie ein und aus. Ich wollte, daß von dem reichen Segen, den sie überall spendet, auch etwas Wärme und Licht für mich abfiel.“

Walter sagte leise und teilnehmend: „Ich hätte nicht geglaubt, daß auf das helle Bild Ihres gesegneten Daseins auch nur der leiseste Schatten fiel.“

„Ich nehme es auch nicht zu schwer!“ Sie wurde wieder heiter und fing an, einen Blumenstrauß zusammen zu stellen. „Aber ich gehöre zu den Menschen, die nach gleichgestimmtem Umgang suchen, und da tut es mir zuweilen weh, daß zwischen mir und meiner Mutter kein innigeres Verhältnis besteht. Wenn sie fortgesetzt auf Reisen ist oder in Vereinen wirkt, so wird man fremd. Dazu kommt, daß diese schrecklichen Kriegsjahre, die gerade in meine Jungmädchenzeit fielen, mich um manche Hoffnung betrogen. Unser sonst geselliges Haus verödete, die Neuordnung der politischen Verhältnisse hier in München, die so viel Blut und Tränen kostete, erschütterte uns alle, besonders aber meine Mutter schwer. Als der Aufruhr in den Straßen tobte, lag sie Tag und Nacht in unserer Hauskapelle auf den Knien und betete! — Manchmal mußte ich ihr beibringen und mitbeten. Es waren schwere Tage, die wir durchlebten, bis es nun besser wurde. Aber man ist ein Anderer geworden. Der Drang nach Selbständigkeit ist mächtig erwacht, ich bin in diesen Jahren der Prüfungen, wo es wahrlich nicht viel zu lachen gab, zum Menschen gereift, der aller Bevormundung zu entfliehen sucht. Tue recht und scheue niemand!“ Sie zerbiß einen Palm, den sie im Munde hatte, zog das kleine Rädchen ein bischen heraus und stopfte die Blumentreste von ihrem Mund.

Sie stand auf. „Hier! — Stecken Sie das kleine Sträußchen von Margariten an Ihren Hut! Und nun wollen wir noch ein wenig klattern, ehe wir heimfahren müssen in den vergoldeten Käfig!“ Es war etwas lächerlich geworden. Vom See her schallte Gesang, in einem Rachen lag eine Gesellschaft, die jauchzte, jubelte und wußte vor Ausgelassenheit und Uebermut nicht aus noch ein. Sie wies mit der Hand hinab. „Soll man diese Leute nun beneiden? Ich weiß es nicht. Ach — es wäre manchmal besser, der liebe Gott hätte einen oberflächlicher geschaffen und man könnte den Trieb zum Gräbeln und Nachdenken abkneifen!“

Sie stiegen höher und höher und kamen an eine Stelle, die voll Geröll war.

Von hier aus war der Blick auf den See und die Berge herrlich. Eine ganze Weile standen sie in stummem Schweigen, und die Stille um sie her stimmte sie feierlich. Nur die Herzen schlugen laut und ängstlich, während die Augen die Sommerherrlichkeit tranken.

Sie wandte sich zum Abstieg, und da sie keinen Bergstod hatte, stützte sie Walters Hand.

Keiner von beiden wußte, wie es kam, wie es sie plötzlich überwältigte und herausriß aus der Bahn der geschwisterlichen Reigung. Wie der Köhn über die Berge braust, wie die Lwinne zu Tal donnert, so ging die Leidenschaft über sie hinweg. Keiner wußte es und hätte nachher getreulich berichten können: Du gabst den Anstoß!

Maria strauchelte über einen Stein. Walter griff zu und sein Arm umfaßte die zarte Taille, um einen Sturz zu verhindern.

So lag sie ihm einen Augenblick im Arm. Ihr zurückgebogener Kopf lehnte sich an seine Schulter, die beiden Augenpaare senkten sich tief ineinander. Ihr Atem ging heiß und schnell, war es vom Steigen und der warmen Sommerhitze, oder weil das lärmlich pochende Herz siedend das Blut durch die Adern jagte.

Keiner wußte, wie es kam, daß plötzlich die beiden jungen Lippenpaare in glühendem Kusse aufeinander gepreßt waren. Walter mußte die Augen schließen, die Sturzweile voll süßester Seligkeit drohte ihn zu betäuben. Regungslos standen sie einige Sekunden in inniger Umarmung, die ihnen wie Stunden erschienen.

Dann prallten sie auseinander und blickten sich erschrocken an. Was würde jetzt kommen? Vorwürfe, Reue, Boreinandergehen? Die Entscheidung war da, vor ihnen taten sich zwei Wege auf, derjenige, der in die Wüste der Entlassung führte, und der, der ihnen das Blütenland der Liebe erschloß. Ein schneller, glutheliger Blick des Verliebten ward gewechselt, da war die Schicksalsfrage geklärt: Sie breiteten noch einmal die Arme aus und sanken lachend Brust an Brust!

Hand in Hand stiegen sie nach Tegernsee hinab, um zum Bahnhof zu gelangen. Sie sagten wenig, dafür redeten die Augen eine um so bereitere Sprache. Im Halbdunkel des Abends sahen sie aneinander geschmiegt. Walter streichelte Marias Hand, die er in der seinen hielt, warm und zuckend, wie einen kleinen Vogel. Der erste Rauch war vorüber. Die Einsamkeit hatte ihn ausgelöst. Nun, wo sie wieder unter Menschen kamen, der Traum verankert und der Wirklichkeit weichen mußte, ward Maria wieder unsicher und ein wenig ängstlich. Auf dem Bahnhof ging man mit leise geflüstertem zärtlichen Wort auseinander. „Lebewohl, du Schke!“ sagte er nur, tief bewegt.